

Mitteuropäische Städteporträts

Interdisziplinäre Tagung der Akademie Mitteleuropa e.V.

Bad Kissingen, 1. bis 3. Mai 2012

Vom 1. bis 3. Mai 2012 fand in der Bildungs- und Begegnungsstätte „Der Heiligenhof“ in Bad Kissingen eine interdisziplinäre Tagung der Akademie Mitteleuropa e.V. mit dem Titel „Mitteuropäische Städteporträts“ statt. Die Zielgruppe waren Studierende und Doktoranden sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer aus Ostmitteleuropa und Deutschland. Die Tagung wurde vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert.

Ziel des Seminars war es, für ein breitgefächert interessiertes weitgehend studentisches Publikum die deutsche Geschichte und Kultur Ostmittel- und Südosteuropas bzw. der Beziehungsgeschichte der Deutschen mit ihren östlichen Nachbarn in den historischen Landschaften Böhmen und Mähren, Schlesien, Galizien, Banat, Siebenbürgen, der Bukowina etc. näher zu bringen und zu vertiefen. Die Seminarthemen wurden von einschlägig ausgewiesenen Historikern, Kunsthistorikern, Germanisten, Denkmalschützern und Journalisten präsentiert und waren somit explizit interdisziplinär ausgerichtet. Die Veranstaltung war für die Teilnehmer als Anregung gedacht, die angebotenen Themen durch Lektüre und Forschung zu vertiefen.

„Es brodelte und kaskatete, es wurfelte und kischte“: Ein Streifzug durch die Prager deutschsprachige Literatur ab 1890 bis zur Okkupation durch das Hitler-Regime“ war der erste multimedial – u.a. durch Verwendung historischer Rundfunkaufnahmen gestützte – Vortrag von *Vera Schneider* überschrieben. Von dem bekannten Karl-Kraus-Zitat ausgehend, fragte der Vortrag zunächst nach den Gründen für die beispiellose literarische Blüte zu jener Zeit in Prag und beleuchtete in diesem Zusammenhang auch die Spezifik der Prager deutschen Sprache. Zur Sprache kamen weiterhin die politischen Verhältnisse und ganz besonders das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen in der Moldaumentropole um 1900. Nach einer Überblicksdarstellung der Prager literarischen Kreise in ihrer zeitlichen Abfolge (denn es gab nicht nur den einen, legendär gewordenen „Prager Kreis“ um Max Brod) wurden Gustav Meyrink, Rainer Maria Rilke, Max Brod, Franz Kafka, Franz Werfel und Egon Erwin Kisch in kurzen Einzelporträts vorgestellt. Jedem Porträt folgte eine Kostprobe aus einem Werk des jeweiligen Autors, das sich besonders gut als Einstieg und Anregung zum Weiterlesen eignet. Den Ausklang bildete eine Würdigung der letzten Prager deutschen Autorin Lenka Reinerová; die Vorstellung des von ihr initiierten Prager Literaturhauses öffnete den Blick in die Zukunft. In den Vortrag eingebunden waren – neben Powerpoint-Animationen und Fotografien – auch Originaltondokumente aus den Rundfunkarchiven, u. a. von Max Brod, Franz Werfel, Clara Westhoff, Egon Erwin Kisch und Lenka Reinerová.

Ortfried Kotzian, Direktor des Hauses des Deutschen Ostens in München, referierte über „Augsburg und der Osten. Von den Ungarn 955 bis zu den Sudetendeutschen 1945/46“. Die Beziehungen der über 2000 Jahre alten ehemaligen Freien Reichsstadt Augsburg, die gegenwärtig Hauptstadt des bayerischen Bezirkes Schwaben ist und etwa 300.000 Einwohner hat, zum Osten Europas sind sowohl historisch gesehen als auch aktuell vielfältig und vielschichtig. Der Autor des Buches „Die Deutschen aus dem Osten in Augsburg“ und des Bildbandes „Augsburg 2000“ erinnerte nicht nur an die geopolitischen Auswirkungen der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg, wo es sich um den Sieg eines Reichsheeres unter Kaiser Otto I. über die Ungarn handelte, an die Reformation und die Rolle Augsburgs im Zusammenhang mit Luther und der Ausbreitung

des Protestantismus im östlichen Europa, an die Handelsbeziehungen der Augsburger Fugger und das Vorhandensein von Fuggerhäusern und -kontoren in Leutschau in der Slowakei, Krakau in Polen bis nach Nowgorod in Rußland, sondern auch an die neuere Situation, die von der Tatsache geprägt war, daß Augsburg der größte Zielbahnhof für Vertreibungstransporte aus der Tschechoslowakei im Jahre 1946 in die Amerikanische Besatzungszone war. Von Ende Januar bis Ende Oktober erreichten 185.000 sudetendeutsche Vertriebene die Stadt, die seinerzeit weniger Einwohner hatte, als Vertriebene dort ankamen. Etwa 30.000 verblieben in der Stadt, wovon eine Patenschaft über die Deutschen aus Reichenberg und eine Partnerschaft mit der heute tschechischen Stadt Liberec, vormals Reichenberg, sowie mit der Egerländer Stadt Neudek/Nejdek zeugen.

„Städte an der Peripherie Ostmitteleuropas von den Anfängen bis in die Gegenwart. Die Fallbeispiele Eperies/Presov; Sathmar/Satu-Mare und Munkács/Muncácko“ war der Tagungsbeitrag von *Meinolf Arens*, Wien, überschrieben. In den letzten Jahrzehnten kam es zu einem Aufschwung im Bereich der Stadtgeschichtsforschung rund um die Städtelandschaften im östlichen Europa und dabei auch im Donau-Karpatenraum. Dabei standen markante und historisch bedeutsame urbane Zentren wie Hermannstadt/Sibiu, Pécs/Fünfkirchen, Temeswar/Timişoara, Schäßburg/Sighişoara, Budapest, Preßburg/Bratislava, Szeged, Klausenburg/Cluj-Napoca, Käsmarck/Kežmarok, Leutschau/Levoča, etc. im Mittelpunkt des Interesses der Forschung. Weniger oder vielfach kaum beleuchtet wurde die Entwicklung kleiner urbaner Zentren, wobei vor allem die Städtelandschaft des nordöstlichen historischen Ungarn wenig untersucht wurde. Dabei stellt sich in erster Linie die Frage nach den Ursachen der langsameren Entwicklung im Vergleich etwa zu den oben genannten Städten. Als Fallbeispiele wurden diese drei Orte ausgewählt, die allesamt zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert gegründet wurden und die seit 1919/1920 in jeweils drei verschiedenen Staaten liegen.

Sathmar (Rumänien), Munkács (Ukraine), Eperies (Slowakei). Die drei untersuchten Orte liegen jeweils rund 300 km voneinander entfernt und wurden im Spätmittelalter mit Rechten ausgestattet, die denen der sich dynamischer entwickelnden Siedlungen sehr ähnelten. In den folgenden Punkten unterschied sich ihre Entwicklung aber von diesen und führte zu einer wesentlich langsameren und von erheblichen Brüchen gekennzeichneten Geschichte: Im Unterschied zur Städtelandschaft im südlichen Siebenbürgen oder der Zips waren die drei genannten Orte nicht Teil eines größeren Territoriums, das über ein vom Adel unabhängiges Eigenleben entfalten konnte. Der mittlere und höhere Adel hatte im Rahmen der rechtlichen Möglichkeiten des jeweiligen Komitats das Recht auf Grunderwerb innerhalb der Stadt. Das führte vom 15. bis 18. Jahrhundert zu einer weitestgehenden wirtschaftlichen und politischen Dominanz einiger Adelsfamilien in den genannten Siedlungen, die ein sich davon emanzipierendes Bürgertum als Konkurrenz bekämpften und massiv zurückdrängen konnten. Durch diese Dominanz war die personelle Verflechtung mit anderen besser und bürgerlicher gestellten urbanen Zentren geringer. Innovationen blieben vielfach aus oder wurden nur verzögert adaptiert.

Aufgrund seines Lebensmodells vernachlässigte oder vermied der die Städte dominierende Adel bürgerliche Erwerbszweige aus den Bereichen Handwerk und Handel. Importwaren wurden stattdessen konsumiert und Personengruppen mit dem Rechtsstatus von Hörigen angesiedelt. Die deutsche nichtadelig geprägte Bevölkerungsgruppe, die vom 14. bis ins 16. Jahrhundert das Bild auch dieser Siedlungen prägte, verschwand durch Verdrängung, Assimilation und mangelnden Zuzug. Die nichtdeutsche Bevölkerung (Ungarn, Slowaken, Juden) hatten einen wesentlich schlechteren Rechtsstatus und standen weniger in der bürgerlich ausgerichteten Tradition. Die drei Orte gehörten nicht zu dem Gebiet des historischen Ungarn, das im 16. und 17. Jahrhundert Teil des Osmanischen Reiches war. Daher blieben die ungünstigen Rechtsverhältnisse insgesamt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bestehen und es gab wesentlich weniger Zuzug.

Nach 1918 gerieten alle drei Städte in eine Grenzlage. Traditierte Absatzmärkte gingen verloren. Durch die weitgehende Schließung der Grenzen beschleunigte sich der Abwärtstrend in allen drei Städten. Durch Holo-

caust (Juden), Vertreibung und Umsiedlung (Deutsche, Ungarn) und Entbürgerlichung (Kommunistische Epoche) wurden die sowieso quantitativ kleinen Gruppen der urbanen Trägerschichten dieser Siedlungen verdrängt. Nach 1989 führte die Pauperisierung in den drei Städten zu einer weiteren Abwanderung, die in allen drei Fällen bis in die Gegenwart anhält. Lediglich im Falle von Eperies und in Bezug auf die ökonomische Entwicklung auch in Sathmar ist in den letzten Jahren eine Stabilisierung feststellbar. Faktoren sind dabei neben der Etablierung moderner Bildungseinrichtungen die Schaffung eines von mittelständischen in- und ausländischen Unternehmen getragenen Wirtschaftslebens sowie die Öffnung der Grenzen.

Mit einem geographischen Zugang „Temeswar/ Timișoara-Karlsruhe zwei mitteleuropäische Barockstädte“ beschäftigt sich *Hans Heinrich Rieser*. Weshalb bot sich für den Referenten ein Vergleich dieser beiden weit voneinander entfernten, in verschiedenen Ländern liegenden Städte überhaupt an? Sie sind vor allem Barockstädte, die in etwa zur gleichen Zeit entstanden sind. Beide Städte wurden Anfang des 18. Jahrhunderts neu angelegt. Karlsruhe 1715 als neue Residenzstadt westlich der alten, also Durlach, im Hardtwald, Temeswar ab 1723 an der Stelle der stark zerstörten osmanischen Stadt im Banat. Die Hintergründe waren Absolutismus, Merkantilismus, Barock und neue Kriegstechniken, aus denen die Macht für diesen Neuanfang entsprang. Beide Städte haben geometrische Grund- und Aufrisse, beide wuchsen sehr schnell mit uniformen, bis ins Detail vorgeplanten Häusern, Straßen und Plätzen.

Worin unterscheiden sich die beiden Städte? Karlsruhe ist Residenzstadt, daher ist alles auf das Schloß ausgerichtet, der Hof und die Verwaltung prägten die Stadt. Die alte Fernhandelsstraße über den Rhein und den Schwarzwald spielte zunächst kaum eine Rolle. Temeswar war dagegen Festungsstadt zur Türkenabwehr und Hauptstadt der kaiserlichen Provinz Banat. Daher gibt es kein Schloß als Mittelpunkt; Militär, Verwaltung und Handwerk/Handel prägen die Stadt von Anfang an. Im 19. Jahrhundert entwickeln sich beide Städte aufgrund der Lage an Wasserstraßen (Rhein, Bega-Kanal) und des frühen Eisenbahnanschlusses rasch zu industriellen Zentren; eine Funktion, die sie bis heute prägt. 1848/1849 erlebten beide eine Zäsur. Karlsruhe wurde von der Revolution erfaßt und erfuhr nachhaltige politische Veränderungen. Temeswar wurde 104 Tage von Ungarn belagert und stark zerstört, aber rasch im alten Stil wieder aufgebaut. Politisch sank seine Bedeutung ab, wirtschaftlich konnte die Stadt aber eine Vorreiterrolle einnehmen. In der Gründerzeit erlebten beide Städte einen Boom. Sie wuchsen stark in der Fläche, die Industrieansiedlung nahm deutlich zu und die Gebäudesubstanz wurde modernisiert; Eklektizismus und Jugendstil hielten Einzug. Die städtische Infrastruktur wurde nach modernsten Techniken aus- und aufgebaut. Temeswar betrieb die fünfte Straßenbahn der Welt und die erste elektrische Straßenbeleuchtung Europas.

Das 20. Jahrhundert brachte Umbrüche und Stagnationen mit sich. Karlsruhe rückte an die Rheingrenze, wurde in der Zwischenkriegszeit von Inflation und Weltwirtschaftskrise gebeutelt und im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstört. Temeswar fiel an Rumänien, litt unter Inflation und Weltwirtschaftskrise, aber vor allem unter der völligen Umstellung aller gesellschaftlicher Bereiche und der Abschneidung von bisherigen Verbindungen. Im Zweiten Weltkrieg wurde es nicht zerstört, erlebte danach aber einen zweiten Systemwechsel und den Verlust eines Teils seiner deutschen Bevölkerung, die um 1900 noch die Hälfte der Bevölkerung stellte. Nach dem Krieg erfolgte in Karlsruhe ein rascher Wiederaufbau nach modernen Vorstellungen. Anfang der 1970er Jahre wurden im Stile der Zeit Wohnblocks und autogerechten Straßen gebaut. Erdölraffinerien und Elektroindustrie bildeten das Rückgrat der Wirtschaft. Heute ist es eine Verwaltungs-, Dienstleistungs- und Bildungs- und Forschungsstadt. Temeswar wurde weiter zur führenden Industriestadt Westrumäniens ausgebaut. Es erlebte die dramatische Auszehrung aller rumänischen Städte in den 1980er Jahren und war 1989 Ausgangspunkt der rumänischen Revolution. In den 1990er Jahren führte dieser dritte Systemwechsel in 70 Jahren zu einer schweren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Depression. Seit der Jahrtausendwende blüht die Stadt aber wieder am stärksten von allen Großstädten in Rumänien auf. Vielsprachigkeit, Westverbindungen und gut ausgebildete Arbeitskräfte bilden hierfür die Basis.

„Marburg an der Drau/Maribor, eine der europäischen Kulturhauptstädte 2012“ stellte *Harald Roth* vom Deutschen Kulturforum östliches Europa vor. Mit Marburg hat das relativ junge EU-Mitgliedsland Slowenien erstmals eine eigene Kulturhauptstadt. Die Region wie auch die Stadt blicken auf eine lange europäische Geschichte zurück, die sich während der letzten tausend Jahre an einer Schnittstelle von deutscher und slawischer Sprache und Kultur ereignete. Die Stadt konsolidierte sich ab dem 12. Jahrhundert unterhalb einer Grenzburg im Süden der Steiermark. Bis in die Frühe Neuzeit hinein hatte diese Burg eine wichtige Funktion für die österreichische Landesverteidigung, zuletzt gegen die Osmanen. Für die Stadt wurde der Handel, vor allem mit Wein, zum wirtschaftlichen Rückgrat, die Lage an der Drau bot hierfür günstige Voraussetzungen. Im 19. Jahrhundert erlebte Marburg durch die Anbindung an die Bahnlinie Wien–Triest einen starken wirtschaftlichen und demografischen Schub. Zugleich wurde die Stadt, bis dahin überwiegend deutschsprachig, zu einem wichtigen Zentrum der slowenischen Nationalbewegung. 1919 wurde Marburg mit der Untersteiermark schließlich Teil des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen (Jugoslawien). Mit einer Universität, wichtigen Schulen und Betrieben ist Maribor heute die zweitgrößte Stadt Sloweniens. Als Kulturhauptstadt Europas will sie sich 2012 mit einem reichhaltigen Kulturangebot der interessierten europäischen Öffentlichkeit präsentieren.

Frank M. Schuster, Universität Łódź sprach über „Łódź, – Die unbekannt Stadt“. Er gab in seinem Vortrag auf Grundlage der neuesten Forschung einen Einblick in die multiethnische, -kulturelle, -nationale und -religiöse Geschichte der zentralpolnischen Stadt Łódź im Zeitraum von 1820 bis 1945. Zwischen 1820 und 1914 vollzog sich in Łódź „der beispiellose Aufstieg von einem unbedeutenden Nest zur bedeutendsten Industriemetropole Ostmitteleuropas“ (Karl Schlögel). Dies verdankt Lodz als „einzige Großstadt im europäischen Kulturbereich [...] generationenlang Angehörigen verschiedener Nationalitäten, unter denen Deutsche, Juden und Polen stets insgesamt dominierten, [wobei] die zahlenmäßige Proportion der drei Gruppen innerhalb der Gesamtbevölkerung sich aber ständig veränderte“ (Jürgen Hensel). Der kometenhafte Aufstieg der Stadt von einer Kleinstadt in der wenige hundert Menschen lebten zu einer Großstadt mit einer halben Million Einwohnern nur hundert Jahre später, der sich unter russischer Herrschaft vollzog, wurde zu großen Teilen von deutschen und jüdischen Fabrikanten und Händlern initiiert und forciert und überwiegend von polnischen Arbeitern getragen.

Es ging Schuster dabei nicht um eine vorrangig wirtschaftsgeschichtliche Darstellung der Geschichte der Textilmetropole. Vielmehr stand das jeweilige Bild des Mit-, Neben- und Gegeneinander der einzelnen in der Stadt lebenden ethnischen, kulturellen, nationalen und religiösen Gruppen im Vordergrund. Die Frage, wie diese heute weitgehend vergessene gemeinsame Geschichte im Einzelnen und von Einzelnen wahrgenommen, gesehen und vor allem auch erinnert wird, war dabei die Leitfrage, auf die Frank Schuster im Laufe seines Vortrags immer wieder zurück kam. Den zeitlichen Rahmen bildeten dabei der Beginn der heute in der Wahrnehmung durch die späteren Ereignisse des Zweiten Weltkriegs weitgehend überlagerten multi-kulturellen Geschichte der Stadt zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Damals erfolgte, nachdem das Gebiet seit dem Wiener Kongreß zu Rußland gehörte, die rechtliche Umwandlung des Agrarstädtchens in eine Industriestadt und kurz darauf die Ankunft der ersten Textilfachkräfte aus dem Westen. Den Endpunkt bildeten die Jahre 1939/1945 mit der deutschen Besetzung der Stadt und der Zerstörung der bisherigen ethnisch-kulturell vielschichtigen Strukturen.

Julia Dücker, Universität Heidelberg, referierte über „Krakau/Kraków – Stadt der Könige“. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts bezeichnete König Kasimir IV. von Polen Krakau in einem Schreiben als „Stern aller Städte“ in seinem Königreich. Tatsächlich war Krakau in jener Zeit ein glanzvolles Zentrum der polnischen Monarchie: die Stadt beherbergte die königliche Residenz ebenso wie das Kronarchiv oder den Kronschatz und war im Mittelalter „Austragungsort“ wichtiger öffentlicher Zeremonien wie der königlichen Krönungen, Hochzeiten oder Begräbnisse. Ausgehend von dieser Beobachtung nahm der Vortrag für das Königtum zentrale Orte und Zeremonien mit Hilfe von zeitgenössischen Texten, bildlichen Darstellungen sowie Architektur-

komplexen in den Blick. Seit etwa 1000 erstmals belegt, spielte die Stadt Krakau und besonders ihre unweit des Flusses Weichsel auf einem Hügel, dem Wawel, gelegene Burg schon früh eine bedeutende Rolle bei der Absicherung und Verteidigung von fürstlicher und später königlicher Herrschaft. Im Laufe der Jahrhunderte gewann die im Süden des Reichs gelegene Stadt, die zudem Sitz eines der ältesten Bistümer des Landes war, immer weiter an Bedeutung, zunächst als wichtiges kirchliches und wirtschaftliches Zentrum und seit dem 14. Jahrhundert dann auch als Ort der Königskrönungen und Residenz der polnischen Herrscher. Zu den wichtigsten Orten für die königliche Memoria avancierten in der Stadt die Kathedrale auf dem Wawel, die ebendort angesiedelte Königsresidenz sowie die Kirche St. Michael „auf dem Felsen“ (na Skałce).

Vor allem die Könige aus der Dynastie der Jagiellonen, die dem Thron einem schwierigen Aushandlungsprozeß mit dem polnischen Adel verdankten und somit beständig um die Legitimation ihrer Herrschaft bemüht waren, wußten diese Orte für die Inszenierung und öffentliche Demonstration ihrer Herrschaft zu nutzen: durch architektonische oder künstlerische Stiftungstätigkeiten manifestierten sie ihre Herrschaft für jedermann sichtbar – das prächtigste Beispiel hierfür ist zweifellos der spätmittelalterliche Palastkomplex auf dem Wawel. Darüber hinaus versuchten zahlreiche Mitglieder der Jagiellonenfamilie, sich durch öffentliche Auftritte wie z.B. Pilgergänge in die Tradition des „städtischen“ Heiligen Stanisław zu stellen, welcher im 11. Jahrhundert von einem König getötet worden war und in den folgenden Jahrhunderten zur Symbolfigur gegen monarchische Willkür avancierte. Solche Aktionen dienten nicht nur dem Aufrechterhalten der Erinnerung an den Hl. Stanisław, sondern vermittelten auch ein Versprechen der Herrscher, im Sinne der Gemeinschaft gerecht zu herrschen; auf diese Weise wurden öffentlichkeitswirksam die Grundlagen der Königsherrschaft aufgezeigt. Im Verlauf des 17. Jahrhunderts verlor Krakau mit dem Sitz der Königsresidenz sowie weiterer königlicher Institutionen wichtige Merkmale seines „Hauptstadt-Status“. Bestimmte Funktionen wie die der königlichen Krönungs- und Begräbnisstätte überdauerten jedoch auch diese Entwicklung und ließen Krakau kulturell wie architektonisch, politisch und eben auch sakral weiterhin als „Hauptstadt“ des Königreiches oder gar als „Stadt der Könige“ erscheinen.

Der Beitrag von *Lukáš Motyčka*, Forschungsstelle für deutschmährische Literatur an der Universität Olmütz/Olomouc, präsentierte das Projekt „Literarische Wanderungen durch das deutsche Olmütz“. Das ursprünglich breit angelegte, auf Popularisierung zielende Projekt „Literarische Wanderungen durch das deutsche Mähren“, das dem Reflex der konkreten Topographik Mährens in den Texten von mährischen Autoren oder in deutschsprachigen Texten über Mähren nachspürt, wurde später auf die Stadt Olmütz eingeschränkt. In der zweisprachigen populärwissenschaftlichen Publikation „Literarische Wanderungen durch das deutsche Olmütz/ Literární procházky německou Olomoucí“ wird dem Leser eine Art literarischer Führer geboten. Es handelt sich jedoch nicht um eine Anthologie aus Texten deutschmährischer Autoren: Die Publikation bietet der breiten Öffentlichkeit eine Einführung in die Kultur- und Literaturgeschichte des deutschsprachigen Olmütz an Hand von einer Collage aus fachlich grundiertem kompilativem Kontext, reichlichen Auszügen aus literarischen Texten von Olmützer Kulturschaffenden und einem ebenso reichlichen Bildmaterial.

„Iglau/Jihlava ein kulturgeschichtliches Städteporträt“. Der Beitrag von *Petra Knapková*, Prag, fußte auf ihrer Dissertation im Rahmen von Forschungsprojekten der Olmützer „Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur“. Iglau war eine königliche, an der Grenze zu Böhmen gelegene Stadt in Mähren, die mit ihrer nächsten Umgebung bis 1945 eine „deutsche Sprachinsel“ bildete. Literarisch orientierte sich Iglau am nationalen Gedankengut der Romantik und reflektierte die politischen Tendenzen der Dichter des Vormärz und des Jungen Deutschland, deren Werke noch um die Jahrhundertwende in breiten Kreisen der Bevölkerung rezipiert wurden. Die Einflüsse des deutschen Naturalismus hatten zur Folge, daß sich in Iglau eine selbständige Vereinigung bildete, die eine epigonenhafte Literatur mit naturalistischen Zügen schuf. Die politische Veranlagung der Sprachinsel ließ die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bevorzugte Heimatliteratur besonders tiefe Wurzeln schlagen. Der politische Umbruch von 1848 hatte wirtschaftliche, wissenschaftliche,

soziale, religiöse und politische Umwälzungen zur Folge. Erstens kam es durch das Aufheben der Pressezensur in Österreich zur Gründung neuer Zeitungen; zweitens beeinflusste diese Liberalisierung das kulturelle Leben, so daß verschiedene Vereinigungen entstanden; drittens errichtete man einige Jahre später ein städtisches Theatergebäude und viertens brachte das Jahr 1848 der jüdischen Bevölkerung eine Reihe von Bürgerrechten, so daß es zu großen Immigrationswellen in die Städte kam.

Der Beitrag von Knapková behandelte ausführlich das Zeitungs- und Vereinswesen in Iglau. Nach der Durchsicht einschlägiger Quellen zog sie das Fazit, daß die Iglauer Region keine literarisch besonders interessante Landschaft, sondern eher eine politische sei. Die in Iglau entstandene heimatbezogene Literatur wurde meistens als Politikum im Nationalitätenkampf mißbraucht. Das zeigt sich daran, daß neben einem umfangreichen Heimatschrifttum aus Iglau keine bedeutendere Literatur hervorgegangen ist. Ernst Sommer, Louis Fürnberg oder Karl Hans Strobl gehören zu den bedeutendsten Iglauern, auch wenn sie ihren Geburtsort früh verlassen haben. Zu den weniger berühmten Autoren gehören der mit Johann Wolfgang Goethe befreundete Naturwissenschaftler und Dichter Johann Philipp Neumann, der in Graz, Laibach und Wien lebte und das Libretto für Franz Schuberts „Deutsche Messe“ schuf; der Dramatiker Eduard Dorn, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit seinen Volksstücken in Wien Erfolge sammelte; oder der Hebbel-Forscher Richard Maria Werner; der Kabarettist Carl Meinhard, dessen Vorstellungen in den 1920er Jahren zu den publikumsträchtigsten Kulturveranstaltungen Berlins gehörten. Die meisten in Iglau gebliebenen Autoren schufen aus einem tiefen patriotischen Gefühl heraus und beteiligten sich im großen Maße am heimatorientierten Schrifttum, das besonders in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an Umfang gewann. Diesen Kreisen entstammten viele Vorbereiter des Nationalsozialismus, der in Iglau eine wichtige Bastei des späteren Protektoratsregimes und eine ganze Reihe von überzeugten Anhängern Hitlers und des Dritten Reiches fand.

Peter Oliver Loew vom Deutschen Polen-Institut in Darmstadt sprach über „Danzig, Erinnerungsort Europas“. Danzig/Gdańsk – kaum ein Ort ruft bei Deutschen wie Polen so viele und so verschiedene Bilder hervor wie die Hafenstadt an der Ostsee. Vor dem Hintergrund einer mehr als tausend Jahre alten Geschichte mit vielen glänzenden, aber auch manch traurigen Zeiten markieren Erinnerungsfiguren wie „Versailles“ und „Freie Stadt“, Zweiter Weltkrieg und „Westerplatte“, Flucht, Vertreibung und „Wiederaufbau“, „Solidarność“ oder Günter Grass einen vielschichtig konnotierten Symbolraum, der Danzig nicht nur zu einem zentralen deutsch-polnischen Erinnerungsort macht, sondern auch zu einem derjenigen Plätze, an denen sich die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts in ganz besonderem Maße bündelt: Hier nahm der Zweite Weltkrieg ebenso seinen Anfang wie der Sturz des kommunistischen Systems. Natürlich aber setzte und setzt Danzig noch viel mehr Erinnerungen frei: regionale, konfessionelle, individuelle, solche, die weit in die Vergangenheit reichen, und solche, die sich auf erst kürzlich Geschehenes beziehen. Manche Traditionen gingen verloren, andere wurden unterbrochen und schließlich wiederbelebt, nicht selten werden auch Ereignisse erinnert, die es nie gegeben hat. Die Stadt ist umwoben von einer komplexen Polyphonie der Geschichten und des Erinnerns, die von den nationalen Geschichtsarrangeuren des 19. und 20. Jahrhunderts zwar mit Hilfe einiger wuchtiger Melodiebögen und einfacher Harmonien unterdrückt, jedoch nie ganz zum Verstummen gebracht werden konnte. Der Vortrag zeichnet die Vielschichtigkeit von Geschichte in Danzig nach, führt in die Vergangenheit der Stadt ein und zeigt aktuelle Probleme beim Umgang mit dem historischen Erbe auf.

„Ein Vorhof zum Paradies‘ – Das Czernowitz-Bild in der deutsch-jüdischen Literatur“ – darüber referierte *Anna-Dorothea Ludewig* vom Moses Mendelssohn Zentrum. Im 19. Jahrhundert wurde die Hauptstadt der Bukowina oft als „Klein-Wien“ bezeichnet. Diese leicht ironische Titulierung wies auf ihre Sonderstellung unter den Städten des Osten hin, und auch geopolitisch befand sich diese Stadt in einer besonderen Lage. Als „Brückenzone zwischen Europa und Asien, [...] zwischen lateinisch und griechisch geprägter Kultur“ (H. Heppner) fühlte sich Czernowitz immer näher an Wien als an Lemberg, es wurde versucht, der weit entfernten Hauptstadt in jeder Beziehung nachzueifern. Mit Theatern, Restaurants, Kinos, zahlreichen intellektuellen

Zirkeln und der 1875 gegründeten deutschsprachigen Alma Mater Francisco Josephina hatte sich ein reges kulturelles und geistiges Leben entwickelt. Und auch das architektonisch aufwendig gestaltete Stadtbild orientierte sich an den Großstädten der Donaumonarchie. Czernowitz hat sich als österreichische Großstadt definiert und wollte als solche auch wahrgenommen werden. Und Czernowitz war nicht nur eine österreichische Stadt, es war auch eine jüdische Stadt.

Insgesamt lebten elf Volksgruppen mit neun Konfessionen in dieser Region. 1910, anlässlich der letzten österreichischen Volkszählung, wurden bei rund 800.000 Einwohnern in der Bukowina 102.925 jüdische Bürger erfaßt. Diese bildeten einen wichtigen Teil der intellektuellen und begüterten Oberschicht, was auch die Immatrikulationszahlen der Czernowitzer Universität bestätigen: Im Gründungsjahr 1875 gab es insgesamt 208 Studierende, davon waren 51 Juden, und so blieb es auch – die jüdischen Studenten machten immer zwischen einem Viertel und einem Drittel der Gesamtzahl aller Studierenden aus. Die Muttersprache der jüdischen Bevölkerung war meist deutsch, in den ländlichen Regionen dominierte das Jiddische, zusätzlich wurde ukrainisch und rumänisch gesprochen. Ebenso vielfältig waren die religiösen Bekenntnisse, chassidische, orthodoxe und liberale Juden lebten neben russisch-orthodoxen, griechisch-orthodoxen, römisch-katholischen, armenisch-katholischen und protestantischen Christen. Die verschiedenen Lebensbereiche hatten aber besonders im ländlichen Bereich nur wenige Überschneidungspunkte. Und auch die Hauptstadt Czernowitz war weniger Schmelztiegel als Begegnungsraum, hier waren alle Ethnien und Religionen mit ihren Kulturhäusern und Kirchen vertreten, hier waren alle Bevölkerungsgruppen ansässig.

Während die Unterschicht auch in der Hauptstadt in getrennten Stadtvierteln lebte, hatte die intellektuelle und gut situierte Oberschicht untereinander weniger Berührungspunkte. So amtierten in Czernowitz zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Eduard Reiss und Salo von Weisselberger zwei jüdische Bürgermeister, und auch im Landtag waren immer jüdische Abgeordnete vertreten. Ein interessantes Beispiel für das unkomplizierte jüdisch-christliche Verhältnis ist auch die Grundsteinlegung des neuen jüdischen Tempels, die 1873 gemeinsam vom Czernowitzer Oberrabbiner und dem griechisch-orthodoxen Bischof vorgenommen wurde. Diese friedliche Koexistenz ist ein in der europäischen Geschichte seltener Zustand, der das Interesse an dieser inzwischen so abgelegenen Stadt wieder hat aufflammen lassen. Czernowitz gilt auch als „Stadt der Dichter“, denn Namen wie Karl Emil Franzos, Moses Rosenkranz, Alfred Margul-Sperber, Selma Meerbaumeisinger, Rose Ausländer und Paul Celan sind untrennbar mit dem Ort in der Bukowina verbunden. In ihren Werken wirkt der Geist dieser Stadt bis heute fort, eingeschrieben, fortgeschrieben in den zahllosen Gedichten einer produktiven und heimatlosen Schriftstellergeneration.

Dirk Moldt sprach über „Sächsisch-Magdeburger Recht in Siebenbürgen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit“. Die Frage, ob unter den Deutschen im mittelalterlichen Siebenbürgen sächsisch-magdeburgisches oder ein anderes Recht gegolten hatte, war lange umstritten. Im Vortrag wurde zunächst auf die besonderen Umstände eingegangen, die bei der Besiedlung des mittelalterlichen Ungarns und Siebenbürgens durch Deutsche herrschten. Obgleich keine Urkunde für Ungarn und Siebenbürgen überliefert ist, aus der eindeutig hervorgeht, daß Magdeburger Recht verliehen wurde, läßt sich aber durch Textanalogien feststellen, daß es doch in Anwendung war. Die Analogien des Ofner Rechts aus dem 15. Jahrhundert, das, wie es in der Einleitung heißt, in Stücken magdeburgisch ist, und das auch in Siebenbürgen rezipiert wurde, sind zum Sachsenspiegel und zum Magdeburger Recht ausgesprochen zahlreich. Ebenso wurde auf den Codex Altemberger von Hermannstadt aus dem Jahr 1435 (?) verwiesen, dessen drei Texte aus dem Schwabenspiegel, dem Iglauer Bergrecht sowie dem Magdeburger Weichbildrecht – alles Ausflüsse des sächsisch-magdeburgischen Rechts – bestehen. So wurde zusammengefaßt, daß sich dieses Recht zwar nicht als Kompaktverleihung nachweisen läßt, sehr wohl aber in zahlreichen Bestimmungen örtlicher Hanfeste, Stadtbücher, Privilegierungen und Gerichtsurteile. In der Diskussion wurden vor allem Einzelfragen thematisiert, etwa, aus welchen Einzelrechten sich das Iglauer Bergrecht zusammensetzt, das erstmalig im 13. Jahrhundert als Rodenauer Hanfeste in Siebenbürgen bezeugt ist.

Als letzter Vortragender sprach der Architekt und Denkmalpfleger *Hermann Fabini*, Hermannstadt/Sibiu, über „Sakrale Architektur in siebenbürgisch-sächsischen Städten“ und untermauerte seine Ausführungen mit einschlägigen Lichtbildern. Der Referent stellte einzelne Baudenkmäler vor. Besondere Aufmerksamkeit wurde den im 14. Jahrhundert entstandenen Stadtpfarrkirchen und ihrer Bauplastik erwiesen. Es wurden Grundrisse, Fassaden, Schnitte und verschiedene Entwicklungsphasen der Baudenkmäler präsentiert. Eine zweite Gruppe von Baudenkmälern stellen die Klosterkirchen dar, die vom 13. Jahrhundert bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in den Urkunden einen wichtigen Platz einnehmen. Anhand der Gesichtsdarstellungen an Standbildern, Grabsteinen, Epitaphien bzw. auf Altären und Fresken läßt sich die geistesgeschichtliche Entwicklung, entsprechend den politischen und wirtschaftlichen Schwankungen, verfolgen, die eine Entsprechung in der Baukunst findet.

Es war ein Anliegen des Vortrags, auf die Zusammenhänge zwischen Architektur und darstellender Kunst hinzuweisen und anzuzeigen, daß beide ein Abbild der geschichtlichen und gesellschaftlichen Realität sind. Angesichts der religiösen Toleranz in Siebenbürgen, die dazu geführt hat, daß im Lauf der Jahrhunderte immer wieder Glaubensverfolgte dort Zuflucht fanden, wurde auf die Vielfalt der sakralen Bauten als Ausdruck unterschiedlichen Glaubenslebens hingewiesen. Gleichmaßen hat auch die ethnische Vielfalt in diesen Städten in der sakralen Architektur ein Abbild gefunden. Das betrifft auch die Synagogen, die um 1900 das Weichbild der Städte ergänzen. Der Vortrag fußte auf den Vorarbeiten für eine Buchpublikation „Sakrale Baukunst in siebenbürgisch-sächsischen Städten“, eine Fortsetzung des zweibändigen „Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen“, Hermannstadt/Sibiu 1998 und 1999.

Gustav Binder

Kontakt:

Gustav Binder

Studienleiter

Akademie Mitteleuropa

Alte Euerdorfer Str. 1

D-97688 Bad Kissingen

Telefon: +49-971-714 714

Fax.: +49-971-714 747

E-Mail: studienleiter@heilighof.de

Internet: www.heilighof.de

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2012, Nr.125

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2012/125-12.pdf>

Die Rechte für den Inhalt liegen bei den jeweiligen Autoren. Die Rechte für die Form dieser Veröffentlichung liegen bei der Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München

Telefon: 089/13 47 29, Fax: 089/13 47 39

E-Mail: info@ahf-muenchen.de

Website: <http://www.ahf-muenchen.de>